Zeitschrift: Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur

Herausgeber: Verein für Bündner Kulturforschung

Band: - (1998)

Heft: 1

Artikel: Altes und Neues vom sutselvischen Märchenerzähler Gieri la Tschepa. Teil II

Autor: Blanke, Huldrych

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-398703

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Huldrych Blanke

Altes und Neues vom sutselvischen Märchenerzähler Gieri la Tschepa, II

Insgesamt sind von Gieri Grischott alias la Tschepa, dem urwüchsigen rätoromanischen Geschichtenerzähler aus Farera (1836–1922), zehn Märchen überliefert (darunter ein sogenanntes Schwankmärchen, siehe unten). Diese sind, so wie sie 1916 von *Steafan Loringett* protokolliert worden sind, im Band XIV der Rätoromanischen Chrestomathie[1] erhalten. Zwei weitere Texte Gieris sind an anderer Stelle zu finden: eine Sage und eine Ballade.[2] Nachdem das Märchen von den «Zwei Brüdern, die Kaufleute waren» in BM 1996, Nr. 5 in deutscher Fassung vorgestellt

Gieri Grischott im Atelier des Fotografen (um 1910). Die Foto stammt aus der Jagdhütte (dem ehemaligen Stall) von La Tschepa, wo sie gerahmt an den Grossvater, Ur- und Urgrossvater erinnert.

worden ist, sollen hier jene beiden andern folgen, die bisher in deutscher Übersetzung nicht erschienen sind. Dabei wird versucht, *Gebrauchstexte* zu geben[3], die grösstmöglicher Treue verpflichtet sind. Ferner werden die Sage, die Ballade und das Schwankmärchen in resümierenden deutschen Fassungen mitgeteilt. Damit dürfte Gieris «Gesamtwerk», soweit es überliefert und nach seinem Urheber bezeugt ist, erfasst sein.[4]

Eine Sage

Die Sage des Gieri la Tschepa, die auch von andern Erzählern überliefert wird[5], rankt sich um den Untergang des im untern (heute italienischen) Teil des Bergell – damaligem bündnerischen Untertanenland – gelegenen Städtchen *Plurs,* das durch seine Seiden- und Lavezsteinindustrie zu wirtschaftlicher Blüte gelangt war und am 4. September 1618 mit seinen 1000 Bewohnern durch einen Bergsturz sein jähes Ende fand.[6] Dass die Sage, die dem Ereignis entsprosste, gerade auch im Farera- und Averstal verbreitet war, ist nicht verwunderlich. Wie ein «Dorn im Fleisch» ragte Plurser Territorium ins Tal hinein (bei der Einmündung des Reno di Lei in den Averser Rhein) und erinnerte an alte Grenzquerelen, die schliesslich – 1869 – endgültig zugunsten von Plurs, resp. des damaligen Königreichs Italien entschieden worden waren.[7]

Plurs

Mineralien, wie sie auch in den einheimischen Tälern zu finden seien, hätten den Plursnern zu ihrem Reichtum verholfen, erzählt Gieri la Tschepa. Ihr Reichtum war so gross, dass sie ihre Strassen mit Talern pflästerten; ja, an Hochzeiten legten sie Seidentücher auf die Strasse, damit die Braut nicht auf Gottes Erdboden treten musste. Dabei waren sie grausam mit Mensch und Tier. Einmal hätten sie einem Schafbock das Fell bei lebendigem Leibe abgezogen und ihn so laufen lassen. Kam ein Bettler in die Stadt, so jagten sie ihn mit den Hunden fort.

Ein mahnendes Vorzeichen, das ihnen gegeben wurde, liessen sie unbeachtet. Ein Säumer, der in Plurs Halt machen wollte, konnte seine Pferde nicht zum Stehen bringen, und als bald darauf ein Bettler an die Türen pochte, jagten sie ihn mit Schimpf und Schande fort.

Es war eine arme Witwe, die mit ihren Kindern ausserhalb des Städtchens wohnte, die ihn aufnahm. Gern hätte sie ihm auch zu essen gegeben, doch litten sie selber bitterste Not. Sie habe soeben eine Pfanne voller Steine aufs Feuer gesetzt, erklärte sie, und den Kindern zum Trost gesagt, es seien Kastanien. Er habe keinen Hunger, erwiderte der Bettler, doch möchte er gerne eine Weile rasten. Später, als er ausgeruht hatte, forderte er die Frau auf, hinauszugehen (zur Feuerstelle) und die Kastanien zu holen. Sie sträubte sich, doch als sie schliesslich gehorchte, brachte sie eine Pfanne voll Kastanien herein; ja, im Keller fand sie auf Anweisung des Bettlers eine Flasche Wein.

Als sie gegessen hatten, sagte der Bettler, zu der und der Nachtstunde werde ein gewaltiges Getöse zu hören sein, doch sei dies für sie ohne Gefahr. Sie sollten ruhig im Bett bleiben und nur ja nicht neugierig sein!

Und genau so, wie er es gesagt hatte, geschah es. Und als die Witwe mit den Kindern am Morgen aus dem Fenster sah – die Frau, die ihre Neugier nicht hatte bezähmen können, an einem Auge mit Blindheit bestraft –, war die Stadt Plurs vom Berg verschlungen. – So war es geschehen im Jahre 1618.

Von nun an lebte die Witwe mit ihren Kindern ohne Not und Sorge. Wer aber meinte, am Ort des Unglücks nach Schätzen graben zu können, kam nicht auf seine Rechnung. «Und das war auch nicht verwunderlich. Denn der, der an jenem Tag durch den Ort gezogen war, war einer gewesen, der sich vor Hunden nicht fürchtete.»

Eine Ballade

Die «canzun da fideivladat» – eine Ballade – verdanken wir *Tumasch Dolf,* der sie – «so wie sie Gieri gesungen hat» – um 1915 aufgezeichnet und 1919 in seiner Liedsammlung «Canzuns popularas da Schons» veröffentlicht hat.[8]

Lied der Treue

Eine junge Schamserin, deren Herz einem Schamser Jüngling verbunden ist, ist nach dem Willen ihrer Eltern für einen wohlhabenderen Bräutigam aus der Surselva bestimmt. Nun ist er gekommen, um die Braut zur Hochzeit abzuholen, und drängt zum Aufbruch. Schweren Herzens nimmt sie Abschied von den Ihren, Vater und Mutter, die sie «auf dieser Welt nicht wiedersehen wird», und von der Gemeinschaft der Dorfjugend. Zwei Brücken-Erlebnisse erwarten sie auf ihrem schweren Weg. Auf der mittleren Brücke der Via Mala zerbricht ihr der Verlobungsring am Finger, was sie als klares Vorzeichen versteht: Die Brücke dieser Ehe wird nicht zustande kommen. Auf der Fürstenauer Zollbrücke erwartet sie der «Geliebte aus dem Schams». Sie bittet ihn um einen letzten Gefallen: Er soll sie zu ihrer Hochzeit begleiten! So kommen sie in die Surselva. «Da hatte man noch nie ein so schönes Mädchen gesehen.» Die Eltern und Geschwister des Bräutigams heissen sie freudig als Tochter und Schwester willkommen, doch weist die Schamserin diese Anrede brüsk zurück. Beim Hochzeitsessen wird der Schmerz übermächtig. Sie bittet, sich in einer Kammer ausruhen zu dürfen. Dort wird sie der Bräutigam tot auf ihrem Lager finden.

In folgenden ergreift – unvermittelt und ohne als Sprecher genannt zu sein (vielleicht ist eine Strophe ausgefallen) – der Schamser «Bräutigam» das Wort: «O liebe Braut, bist du für mich gestorben – so sterbe ich auch für dich!» So gab es zwei Bestattungen am gleichen Tag.

Und was ist auf den beiden Gräbern gewachsen? Eine weisse Lilie und eine rote Rose! Und je höher sie wuchsen, desto deutlicher war zu sehen, dass sie einander immer ähnlicher wurden – ein klares Zeichen, dass die beiden im Himmel zusammengefunden haben.

Hier stand die Hütte, in der Gieri während seiner Einkehr in La Tschepa hauste. Inzwischen ist der Wald in die Ruinen hineingewachsen. (Foto: H. B.)

Ein Schwankmärchen

Das folgende Märchen – «Ena donna sco general» –, das in der Sammlung der Chrestomathie[9] überliefert ist und hier in einer leicht verkürzten Nacherzählung wiedergegeben wird, ist ein Sonderfall. Es ist ein «Schwankmärchen»[10], wie es auch in anderen Märchensammlungen, z.B. bei den Brüdern Grimm («Die kluge Gretel», Nr. 77; «Der alte Hildebrand», Nr. 95, u. a.), zu finden ist. Bergen die Märchen sonst einen verborgenen Sinn, der sich früher oder später in den Grundkonflikten des Lebens eröffnet, so hat das Schwankmärchen unzweideutig unterhaltenden Charakter, und seine Botschaft – wenn ihm eine solche mitgegeben ist – liegt auf der Hand; hier etwa: die Weisheit der Frau, die über Männerdummheit und Männerränke triumphiert.

Eine Frau als General

Sich zu verheiraten, ist, wie jedermann weiss, die Freude des jungen Volkes. So hatte auch der junge Michel sich verheiratet, und er konnte nicht genug tun, seine Frau überall zu loben. Das ärgerte seinen Nachbarn, den Wirt, der ihn um sein Glück beneidete. Er wolle Michel schon raten, wie er seine Frau kennenlernen könne, sagte er, sie sei auch

nicht anders als alle andern. Darauf schlossen die beiden eine Wette ab und jeder setzte sein Vermögen ein.

Wie abgemacht ging Michel darauf für eine Weile von zu Hause fort und liess seine Frau allein. So hatte der Wirt Gelegenheit, etwas zu suchen, das er ihr zum Vorwurf machen konnte. Doch fand er nichts.

Schliesslich, als der Tag von Michels Rückkehr nahte, versuchte er es mit einer Hinterlist. Da er neben der Wirtschaft auch einen Laden führte und oft zu wenig Platz im eigenen Haus hatte, hatte er schon früher Waren im Haus des Nachbarn abgestellt. Er liess nun eine grosse Kiste mit einem Gucklock und einer Klappe machen. Dann ging er hinüber zur Nachbarin und sagte, es sei soeben eine Kiste mit wertvollem Inhalt eingetroffen, und diese möchte er gern an einem Orte unterbringen, wo sie sicher sei. Sie möge doch so freundlich sein und sie in ihre Schlafkammer stellen lassen. Der Frau, die nichts Schlimmes ahnte, war es recht, worauf sich der Wirt von seinen Knechten in der Kiste einschliessen und hinübertragen liess. Und als es Zeit war, ins Bett zu gehen, kam die Frau in ihre Kammer, zog sich aus und legte sich nieder. Der Wirt aber, der die Klappe geöffnet hatte, sah, dass sie oben auf der Brust ein Muttermal hatte.

Am nächsten Morgen – nach einer langen Nacht in der Kiste! – holten ihn die Knechte wieder und trugen ihn zurück. Und als bald darauf Michel nach Hause zurückkehrte, da tat ihm der Wirt seine Entdeckung kund. Da war dieser natürlich sehr überrascht und beschloss, seine Frau zu verlassen. Und er ging noch am gleichen Tag von zu Hause fort.

Als Michel am Abend nicht nach Hause kam, war seine Frau sehr beunruhigt, und sie fragte überall, ob man nicht ihren Mann gesehen habe. Da erfuhr sie, dass er auf der Strasse, die in die Fremde führe, fortgezogen sei; er habe eine Wette abgeschlossen, erfuhr sie vom Wirt, und habe dabei sein ganzes Vermögen verloren.

Die Frau überlegte hin und her, wie und warum dies geschehen sei. Schliesslich entschloss sie sich, sich aufzumachen und ihren Mann zu suchen.

Sie schlug denselben Weg ein, auf dem er fortgezogen war. Unterwegs vernahm sie, dass er ins Heer des Königs eingetreten sei. Da liess sie sich die Haare abschneiden, vertauschte ihren Rock mit Männerkleidern und suchte jenes Wirtshaus auf, wo die Werber des Königs waren, und liess sich ebenfalls in die Listen des Militärs einschreiben.

Sie machte die Rekrutenschule, wurde Korporal und Offizier, ja stieg durch alle militärischen Grade bis hinauf zum General. Als solcher bewährte sie sich in manchen Kriegen und wurde sehr berühmt.

Erst jetzt ordnete sie an, dass sie mit ihrem Mann, der bisher in einer andern Stadt in Garnison war, zusammenkam. Sie ging zum König und bat ihn, er möge ihr den und den zum Adjutanten geben. Es sei einer aus ihrer Heimat, der besonders gut mit Pferden umzugehen ver-

stehe. So kam Michel als Adjutant zu seiner Frau. Diese liess es ihn gut gehen, gab sich ihm aber nicht zu erkennen.

Als nach weiteren Kriegen endlich Friede eingekehrt war, erbat sich der General vom König einen Monat Urlaub, damit er zusammen mit dem Adjutanten einen Besuch in seiner Heimat machen könne.

Zu Hause angelangt, gingen sie sogleich ins Wirtshaus, wo sie den Wirt in ein Gespräch verwickelten. Der General begann von seinen Heldentaten zu erzählen und liess einfliessen, dass es dabei oftmals nicht ohne Betrügereien abgegangen sei. Hätte er seine Gegner jeweils nicht mit allen möglichen Schlichen überlistet, wäre er nicht so weit gekommen. Darauf begann der Wirt seinerseits mit seinen Betrügereien aufzutrumpfen. Er sei im Betrügen nicht weniger geschickt. Da habe zum Beispiel einer unaufhörlich seine Frau gelobt und behauptet, dass sie ihn niemals hintergehen würde. Sie hätten daraufhin eine Wette abgeschlossen und dabei das ganze Vermögen eingesetzt. Er aber habe sich in einer Kiste ins Haus des andern tragen lassen – kurz und gut, der Wirt erzählte haargenau, was er mit seinem Nachbarn angestellt hatte; und jetzt seien beide fort und für immer verschwunden.

Da sagte der General, das sei nun einmal ein besonders schönes Stücklein; da brauche es einen feinen Kopf, um so etwas auszudenken. Er solle jetzt so freundlich sein und ihm alles aufschreiben, denn er müsse vieles im Kopf behalten und sei ausserordentlich vergesslich, diesen Streich aber wolle er auf keinen Fall vergessen. Da schrieb der Wirt alles auf, setzte seinen Namen darunter und gab das Papier dem General.

Natürlich hatte Michel während dieser Erzählung mehrmals aufspringen und den Wirt an der Gurgel packen wollen, doch war er vom General jeweils streng zur Ruhe verwiesen worden. Erst nachträglich, als sie im eigenen Haus untergebracht und unter sich waren, liess er ihn reden und alles erzählen. Darauf ging der General allein zum Wirt zurück und klärte ihn auf, wie die Sache sich verhalte. Er habe sich verraten. Die Wette sei verloren. Er sei ein Dieb, und wenn er nicht sogleich alles in Ordnung bringe, würde er selber dafür sorgen. Da erschrak der Wirt natürlich sehr, und er beeilte sich – was blieb dem Schelm anderes übrig –, Michel die Schlüssel seines Hauses zurückzugeben.

Der General ging darauf in seine Kammer. Dort zog er über der Uniform das Kleid an, das er als Frau getragen hatte, und ging so an Michels Kammertür, die ein Fenster hatte, vorüber. «Meine Frau, meine Frau!» rief dieser. Da zog der General schnell den Rock aus und ging hinein und sagte: «Was rufst du: ‹Meine Frau?›, wo du doch keine hast!» Was wollte der arme Kerl da sagen.

Dann machte der General das ganze noch einmal, doch gab er sich diesmal zu erkennen. Er ging hinein in seinem Kleid und sagte: «Siehst du, was für einer du bist. Wenn ich nicht schlauer gewesen wäre als du, wo wären wir jetzt!»

Malt euch aus, wie die beiden sich freuten, weil sie sich wiedergefunden hatten!

Der General schrieb darauf dem König einen Brief und teilte ihm mit, dass er nicht zurückkehre. Er sei eine Frau, und der Adjutant, Michel, sei ihr Mann. Da erstaunte der König sehr, und er sandte den beiden ein grosses und schönes Geschenk.

Rechts die Überreste der alten Maiensässhütte von La Tschepa, links eine von den Ururenkeln des Märchenerzählers errichtete Spielhütte. (Foto: H. B.)

Zwei Märchen

Die beiden folgenden Märchen werden in einer möglichst getreuen Übersetzung geboten. Gelegentliche kurze Ergänzungen, die zur Verdeutlichung des Gesagten notwendig erschienen, sind kursiv gesetzt. Ausdrücke, die im Wortlaut des Originals übernommen sind, sind mit einfachen Anführungs- und Schlusszeichen bezeichnet.

Das Märchen «Il ani d'or» ist eines der vier kurzen Märchen Gieris.[11] Der Gedanke, seine Kurzform auf die nachlassende Gedächtniskraft des betagten Erzählers zurückzuführen[12], scheint naheliegend, ist aber wahrscheinlich verfehlt. Da es inhaltlich einen durchaus vollständigen Eindruck macht, darf es viel eher als herausragendes Beispiel jenes «abstrakten Erzählstils» gelten, der nach *Max Lüthi* für das echte, ursprüngliche Märchen charakteristisch ist.[13]

«L'istorgia da quel ca luvrava nuidas» hat eine sehr bekannte Variante: «Der Bärenhäuter» – Nr. 101 in der Sammlung der Brüder Grimm. Sie ist auch im rätoromanischen Raum in weiteren Fassungen zu finden.[14]

Der goldene Ring

«Es war einmal ein Jüngling, der war arm, und auch sein Vater hatte keinen Besitz. Der machte sich auf und zog in die Fremde, *um dort sein Glück zu suchen.*

Unterwegs kam er zu einem kleinen Haus, vor dem ein alter Mann sass. Dieser fragte ihn, wohin er gehe. Er sei unterwegs und suche sein tägliches Brot zu verdienen, sagte der Jüngling. Wenn auf ihn Verlass sei, könne er bei ihm eintreten, sagte *darauf* der Alte, und der Jüngling antwortete, dass er dazu gern bereit sei.

Bald darnach übergab ihm der Alte das Haus und sagte, dass er für ein paar Tage fortgehe. Bevor er fortging, legte er einen Schlüssel auf den Tisch der Oberstube, um seine Treue zu prüfen. Er sagte ihm, dass er sich hüten solle, diesen Schlüssel zu gebrauchen, und verliess ihn.

Der Jüngling tat seine Arbeit, wie es sich gehörte. Aber am Abend ging er in jenes Zimmer und da sah er über dem Tisch ein *kleines* Loch *in der Wand.* Er betrachtete den Schlüssel etwas genauer, nahm ihn und steckte ihn in jenes Loch und drehte ihn, da öffnete sich die Tür eines Kastens. Darin lag ein grosses Buch. Er nahm es heraus und begann darin zu lesen. Da stand geschrieben, wie man sich in ein beliebiges Tier *oder Ding* verwandeln könne.

Als er das gelesen hatte, legte er das Buch zurück, verschloss den Kasten und legte den Schlüssel so, wie er ihn gefunden hatte, wieder an seinen Ort. Als der Meister zurückkehrte, sah er nach, ob der Schlüssel noch daliege, wie er ihn hingelegt hatte. Er bemerkte nichts und dachte, der Jüngling habe ihn nicht benützt.

Der Jüngling blieb noch ein Jahr beim Alten, dann sagte er, dass er nun heimgehen wolle, und machte sich auf den Weg. Als er nach Hause kam, fragte ihn sein Vater, wie es ihm *in der Fremde* ergangen sei und was er gelernt habe. Der Jüngling antwortete, er solle mit ihm in die Schlafkammer hinaufkommen, dort wolle er's ihm zeigen. In der Kammer aber verwandelte er sich in ein Pferd und sagte zum Vater, dass er mit ihm auf den Markt gehen solle. Doch dürfe er ja nicht vergessen, ihm das Zaumzeug abzunehmen, wenn er ihn verkauft habe.

Der Vater ging also auf den Markt mit ihm, doch auf dem Weg begegneten sie dem alten Mann. Dieser erkannte sogleich im Pferd den Jüngling, der bei ihm gewesen war. Er drang auf den Vater des Jünglings ein, *ihm das Pferd zu verkaufen,* und konnte ihn schliesslich überreden. Er kaufte das Pferd mitsamt dem Zaumzeug und ging mit ihm fort.

Bei einer Schmiede machte er Halt. Er ging zur Tür und sagte zum Schmied, er solle eine Eisenstange erhitzen. Dieser tat wie geheissen. Da nahm der Alte die Stange und wollte sie dem Pferd durchs Maul in den Rachen stossen. Dieses aber begann mit aller Kraft zu reissen und zerriss das Halfter und verwandelte sich in einen Vogel, der Alte aber wurde *sogleich* ein Habicht...

Der Vogel floh, und es fügte sich, dass er über das Schloss flog, vor dem die Tochter des Königs sass. Da verwandelte er sich in einen *goldenen* Ring, und dieser fiel der Königstochter geradewegs in den Schoss. Sie war sehr überrascht und lief zu ihrem Vater und sagte: ‹Schau doch, was der liebe Gott vom Himmel geschickt hat›, und steckte den Ring an den Finger.

In der Nacht *aber* kam der Jüngling zum Vorschein und redete mit ihr und umwarb sie. Einige Zeit später wurde sie krank und sagte, dass derjenige, welcher ihr helfen könne, den Ring erhalte. Da kam der Alte und sagte, dass er sie heilen wolle, zuerst aber müsse sie ihm den Ring geben. Da nahm sie den Ring vom Finger und tat, wie wenn sie ihn ihm geben wollte, liess ihn aber zu Boden fallen, denn so hatte der Jüngling ihr geraten zu tun.

Kaum aber war der Ring am Boden, da verwandelte er sich in ein Samenkorn, der Alte aber wurde zum Huhn, das das Körnlein aufpikken wollte. Doch war der Jüngling schneller – er war zum Habicht geworden und tötete das Huhn. Und jetzt war er erlöst und heiratete die Tochter des Königs.»

Mauerreste des Milch- und Käsekellers von La Tschepa (oberhalb des ehemaligen Stalles im Wald). (Foto: H. B.)

Die Geschichte von dem, der nicht gern arbeitete

«Es war einmal ein Bursche, der nicht gern arbeitete – ein wenig ein fauler. Dem kam der Gedanke, sich beim Militär einstellen zu lassen. Er machte sich auf und ging in eine Stadt und wurde dort ins Heer des Königs aufgenommen. Als Soldat hielt er sich gut – er hatte nämlich

Freude am Schiessen und auch das Geschick dazu – und wurde befördert. Vier Jahre blieb er im Dienst des Königs, dann beschloss er, nach Hause zu gehen und Jäger zu werden. Er kaufte einen ‹stuzer› und machte sich auf den Weg.

Es war ein schöner Tag. Die Sonne brannte heiss vom Himmel, und bis nach Hause war es noch weit. Als er in einen Wald kam, entschloss er sich, ein wenig auszuruhen und legte sich nieder.

Es ging nicht lange, da kam ein Herr des Wegs, geradewegs auf ihn zu. Sie begrüssten sich. Ob er ein guter Jäger sei, fragte der Herr. Ob er in der Lage sei, einen Bären zu schiessen? Gewiss, antwortete der Bursche, und als bald darauf ein gewaltiger Bär daherkommt, nimmt er seine Waffe, zielt, schiesst und trifft ihn genau in den Kopf, so dass kein zweiter Schuss notwendig war.

Da sagte der Herr, wenn er bereit sei zu tun, was er ihm befehle, so werde er seiner Lebtag an Geld kein Mangel haben. ‹Nun denn, was wird das sein?›, fragte der Bursche, ‹wenn es möglich ist, will ich es tun.› Der Herr antwortete: ‹Du darfst dir während sieben Jahren[15] weder den Bart schneiden noch die Haare scheren. Auch die Kleider sollst du nicht wechseln, und während der ganzen sieben Jahre musst du auf dem Pelz des Bären schlafen. Wenn du in der Lage bist, dies zu tun, wird es dir später an nichts fehlen.› Das wolle er schon tun, antwortete der Bursche. Da gab ihm der Herr eine volle Geldbörse und sagte: ‹Hier kannst du Geld herausnehmen, soviel du willst. Diese Börse bleibt immer gefüllt.› Dann richtete er ihn zu in seiner erbärmlichen Gestalt, worauf sie sich trennten.

Der Bursche ging seines Wegs und kam zu einem Wirtshaus, in dem drei Mädchen waren. Diese musterten ihn und sagten heimlich zueinander: ‹Ist das ein wüster Kerl!› Als er das Abendbrot gegessen hatte, sagte er, dass er jetzt schlafen gehen wolle. Die Mädchen antworteten, dass er sich in der Kammer neben der Wirtsstube hinlegen könne. Er ging hinein, nahm das Bärenfell heraus, legte sich darauf und schlief sofort ein.

Ein anhaltendes Seufzen und Klagen, das aus der Stube zu hören war, weckte ihn allmählich wieder. Er stand auf und ging hinüber, da war's der Wirt. Dieser schien aufs äusserste geplagt zu sein. Er beklagte sich, das er einstmals ein ansehnliches Vermögen besessen habe, doch habe er auf Bitten und Versprechen hin einem Mann wiederholt Darlehen gegeben, und jetzt habe er erkennen müssen, dass er nichts mehr zurückerhalte. Er besitze nichts mehr und müsse Schulden machen. Das sei nur halb so schlimm, sagte der Bursche. Wenn es nur das sei, dann wisse er schon zu helfen. Wieviel er brauche? Der andere nannte die Summe, darauf gingen sie an den Tisch, und er gab ihm, soviel er nötig hatte. Dann legten sie sich wieder hin, und der Wirt, von seiner Last befreit, konnte ruhig schlafen.

Am andern Morgen dankte der Wirt seinem Wohltäter und sagte, dass er ihm auch gerne einen Gefallen tun wolle und fragte, was er ihm geben könne. Dieser sagte, dass er als Entgeld am liebsten eine seiner Töchter zur Braut hätte. Dann müsse er ihm jene Summe nicht zurückerstatten und sich auch keine Sorgen deswegen machen. Der Wirt antwortete, dass er die Töchter rufen und fragen wolle. Zuerst liess er die älteste kommen. Diese aber wollte von diesem *Bewerber* nichts wissen, und die zweite auch nicht. Darauf kam die jüngste. Sie warf eine Blick auf den Vater, dann einen auf den Gast und sagte: ‹Da du gutherzig gewesen bist zu meinem Vater, so will auch ich ein Herz haben für dich und nehme dich zum Bräutigam.› Da zog er einen goldenen Ring hervor, brach ihn entzwei, gab ihr die Hälfte und sagte: ‹Ich gehe jetzt für sieben Jahre fort, dann aber kehre ich zurück, und wir feiern Hochzeit.› Darauf machte er sich auf den Weg nach Hause.

Hie und da schrieben sie sich ein Brieflein, aber die ältern Schwestern plagten sie so viel sie konnten und spotteten über ihren Bräutigam: Da habe sie einen Schönen erwischt, mit dem werde sie gewiss viel Vergnügen haben. Obgleich sie dies schmerzte, war sie doch guter Dinge. Sie hatte ihn in ihrem Herzen nicht ungern, ja, sie mochte ihn gern.

Sieben Jahre lang musste die Arme den Spott und Hohn der Schwestern ertragen. Sie trug es schweigend, auch als er mit der Zeit seltener schrieb und die Schwestern spotteten: ‹Jetzt schreibt er dir nicht einmal mehr, dieser Prachtskerl.› Schliesslich aber wurde sie es leid; sie zog sich in ihr Zimmer zurück und liess sich kaum mehr sehen.

Am Tag, nachdem die sieben Jahre um waren, ging der Bräutigam an jenen Ort, wo er den Bären geschossen hatte. Bald kam auch der Herr daher. Sie begrüssten sich, und dieser sagte: ‹Jetzt hast du die sieben Jahre hinter dir und kannst tun und lassen, was du willst, denn du hast erfüllt, was dir aufgetragen war.› Darauf wollte er ihn verlassen, doch der Bursche schrie laut auf: ‹Halt da, so geht das nicht, jetzt musst du mich auch sauber machen!› Da kehrte der Herr zurück, legte Hand an und wusch und schrubbte ihn und kleidete ihn ordentlich, und aus unserem armen Schmutzfink und Hudler wurde ein feiner Herr. Darauf trennten sie sich.

Nun machte er sich auf zu seiner Braut, um sie zu heiraten. Als er zum Wirtshaus kam und die älteste der Töchter den stattlichen Jüngling sah, begann sie ihm Komplimente und schöne Worte zu machen, und sie konnte nicht genug auftragen, damit er ein Auge auf sie werfe. Und die zweite kam und tat desgleichen, und jede hoffte ihn zu gewinnen. Er aber fragte den Wirt, ob er nicht noch eine Tochter habe? ‹Allerdings›, antwortete dieser, ‹doch die ist in ihrer Kammer. Dieser kommt es nicht in den Sinn, nach Mannsbildern auszuschauen. Sie zieht es vor, allein zu sein und ihren Gedanken nachzuhängen.› Der Gast je-

doch wünschte, dass man sie hole. Da haben sie sie gerufen, und sie kam, und er sagte, man solle einen Sessel bringen und ein leeres Weinglas. Als beides da war, sagte er zu dem Mädchen, dass sie aus demselben Glas trinken wollten. Er schenkte den Wein ein, und dabei liess er, ohne dass sie es merkte, den halben Goldring in das Glas fallen. Dann tranken sie abwechselnd aus dem Glase.

Allmählich wird sie gewahr, dass etwas auf seinem Grunde liegt. Sie zieht es mit einem Messer heraus, und jetzt erkennt sie, dass es ein halber Ring ist. Da sagt sie, sie besitze auch einen halben Ring, ja sie glaube, dass die beiden Hälften zusammenpassten. Sie läuft hinauf in ihre Kammer, um ihren halben Ring zu holen, setzt die beiden Hälften zusammen, und sie passten genau! ‹Du bist wahrhaftig mein Bräutigam!› rief sie. Da konnte er das Lachen nicht mehr verbergen und sagte: ‹Ja, und ich bin gekommen, um Hochzeit zu feiern.›

Als die andern beiden das sahen, fuhren sie sich mit beiden Händen in die Haare und rauften sich. Dann stürzten sie aus dem Zimmer, nahmen sich jede einen Strick und stiegen hinauf im Haus bis unters Dach, wo sie einen Laden öffneten und sich erhängten.

Und ein anderer Herr – welcher der Teufel war und als Gast in jenem Haus war – öffnete ein Fenster und rief: ‹Ich habe zwei und du nur eine!›

Die beiden aber feierten Hochzeit und lebten glücklich miteinander.»

Anmerkungen

1 Chur 1985. Es handelt sich dabei um einen Nachdruck aus: Annalas da la Societad Rumantscha XLIII, 1929, wo Loringetts Märchenprotokolle zuerst erschienen sind. Vgl. dazu BM 96, Nr. 5, S. 334.

2 S. Anmerkungen 6 und 9.

3 So wird das romanische Perfekt in der Regel mit einem Imperfekt, dem Haupttempus der Erzählung im Deutschen, wiedergegeben. Leza Uffer, der diese Praxis selbst empfohlen hat (in: Rätoromanische Märchen und ihre Erzähler, Basel 1945, S. 97), ist ihr bei der Übersetzung der Märchen Gieris – u. E. zu deren Nachteil – nicht gefolgt (Rätoromanische Märchen, Düsseldorf-Köln 1973[1]).

4 Für Mitteilung allfälliger Ergänzungen und anderer Hinweise ist der Verfasser dankbar. – Die folgende Berichtigung verdankt er der Aufmerksamkeit von Peter Michael, Arezen: Gieri Grischotts Ehefrau hiess Barbara geb. Grischott; die in BM 96, Nr. 5, S. 333 genannte Kunigunde geb. Mani war seine Mutter (ein Missverständnis, das sich bei der Übermittlung der Daten ergab).

5 Sie wurde wie die Märchen von Steafan Loringett aufgezeichnet, ist aber nicht in der Sammlung der Chrestomathie erschienen, sondern in dem von Loringett in sutselvischer Schriftsprache herausgegebenen Heft Las badoias digl Gieri la Tschepa, Nr. 395 der Ovra svizra da lectira par la giuvantetgna/OSL, Turi-Cuira 1967[2]. Sie ist – in einer verkürzten deutschen Fassung – auch bei Arnold Büchli, Mythologische Landeskunde von Graubünden, Bd. 3, Disentis 1990[2], S. 273 zu finden. Sein Gewährsmann Moritz Grischott in Ausserferrera (1855–1950) hat sie von einem «alten Mann von Ausserferrera» – Gieri Grischott? – gehört. Nach Johann Rudolf Stoffel, Das Hochtal Avers, Zofingen 1938[3], S. 12 (vgl. auch S. 38) war die Sage auch im Avers verbreitet. In der Chrestomathie ist sie in einer surmeirischen Variante erhalten (Bd. X, S. 675f.).

6 Vgl. dazu die Arbeiten von Guido Scaramellini, Chiavenna, vor allem seine zusammenfassende (in deutscher Übersetzung erschienene) Darstellung in Terra Grischuna / Graubünden, Chur 1985, Heft 1, S. 50f.: «Plurs, Geschichte einer Tragödie». – Dass das Ereignis durch die jahrhundertealten Lavez-Grabungen im Mte. Conto mitbedingt war, ist nicht

ausgeschlossen. «So hatte also das, was dem Ort grossen Reichtum gebracht hat, auch dessen Ende verursacht.»

7 Hans Eugen Pappenheim, Der Streit zwischen Italien und Graubünden um das Val di Lei, BM 1947, Nr. 6/7, S. 164ff. – Benedict Mani, Aus der Geschichte dreier Grenztäler, in: Festschrift 600 Jahre Gotteshausbund, Chur 1967, S. 507ff. – Martin Bundi, Zur Besiedlungs- und Wirtschaftsgeschichte Graubündens, Chur 1989[2], Kapitel «Landnahmetätigkeit am Alpenkamm im Hoch- und Spätmittelalter», S. 284ff., «Chiavenna, Plurs und Umgebung».

8 Annalas da la Societad Retorumantscha XXXIII. Ein (bereits 1918 erschienener) Sonderdruck wurde mir freundlicherweise von Hrn. Reinhard Guidon, Innerferrera / Scharans, zur Verfügung gestellt. Vgl. auch die ergänzenden Äusserungen von Tumasch Dolf in «La Tradiztgùn da Schons» (Schamser Heimatbuch, 1. Auflage Chur 1961, S. 333ff.; der Beitrag ist von der 2. Auflage an im Buch nicht mehr enthalten). Das Lied ist heute in dem der Schamser Tradition gewidmeten Band XIV der Rätoromanischen Chrestomathie zu finden (S. 113ff.), der 1985 der Neuausgabe des Quellenwerks hinzugefügt worden ist (vgl. BM 96, Nr. 5, S. 334). Eine Variante – aus einer «Schamser Handschrift des 18. Jahrhunderts» – bietet Bd. II der Chrestomathie, S. 345f. (Herkunftsangabe p. XV). Diese beginnt mit den Worten «Surselva, Surselva, ti freida Surselva! / Val Schons, val Schons, ti bialla val Schons!» und lässt am Schluss auf den beiden Gräbern rote und gelbe Rosen ranken. «Und sie wuchsen auf, bis sie zusammenfanden.» Ferner ist eine dramatisierte Nachdichtung der Ballade im Werk von Gian Fontana zu erwähnen: «La spusa da Schons» (S. 173ff. der Ediziun cumpleta, II, Cuera 1971).

9 Bd. XIV, S. 86ff. Die Seitenfolge der Chrestomathie ist hier folgendermassen zu korrigieren: 86, 88, 87.

10 Vgl. Max Lüthi, Das europäische Volksmärchen, Form und Wesen, Bern und München 1960[2], S. 89.

11 Vgl. BM 96, Nr. 5, S. 338 mit Anmerkungen 19 und 20.

12 Eine Erfahrung, die Leza Uffer gelegentlich mit betagten Erzählern machte; vgl. Rätoromanische Märchen und ihre Erzähler, a. a. O., S. 64f.

13 Das Europäische Volksmärchen, a. a. O., S. 21 und 25ff. Vgl. dazu die Feststellung Leza Uffers, dass diese Erzählweise gerade bei den romanischen Erzählern des Rheingebiets besonders augenfällig in Erscheinung tritt (Rätoromanische Märchen, Düsseldorf-Köln 1973[1], S. 272; zitiert in BM 96, Nr. 5, Anm. 15).

14 Vgl. Registerband XV der Chrestomathie, Spezialregister der Märchentypen: «Bärenhäuter», S. 235.

15 Infolge einer im Urtext der Chrestomathie doppelt geführten Zeile (S. 84, Zeile 1 und 7) ist der Satzanfang bis zur Ziffer 15 dort ausgefallen. Er wurde mit Hilfe der von Loringett in OSL 395 (vgl. Anm. 6) gegebenen Fassung des Märchens ergänzt.

Huldrych Blanke, Meierweg 33, 7000 Chur

Adresse des Autors